

Was Eltern bewegt

Was kommt nach der Schule?

Von Ingeborg Woitsch



Ingeborg Woitsch, geb. 1963 in Garmisch-Partenkirchen. Buchhändlerin, Journalistin und Poesiepädagogin. Mitbegründerin des sozialkünstlerischen Projektes »Arche Nova Berlin«. Eigene Schreibwerkstatt mit dem Schwerpunkt »Biografiearbeit und Schreiben«. Poesietherapie am Gemeinschafts Krankenhaus Havelhöhe. Dozentin an der Musiktherapeutischen Arbeitsstätte Berlin. 1996 Publikation: »Bilder des Schicksals«, Verlag Freies Geistesleben. 2004 Wiener Werkstattpreis für Kurzgeschichten.

Auf den ersten Blick erscheint die Antwort einfach, nach der Schule kommt die Werkstatt! Und auch, wenn es zunehmend Engpässe gibt – neue Werkstätten und sozialtherapeutische Lebensorte werden letztlich nur durch enormes Engagement von Eltern und Mitarbeitern aus der Taufe gehoben – gibt es ein breites Spektrum an Einrichtungen, in denen gut gelebt und gearbeitet werden kann.

Die beiden Grundfragen aber: Wo arbeiten? – Wo wohnen?, die Eltern am Schulende eines Kindes mit Behinderung bewegen, zeigen sich schnell als komplexes Gewebe, in das sich viele Elternwünsche und –sorgen, Ängste und Illusionen der seelenpflegebedürftigen Jugendlichen mischen.

Loslassen – dieser Begriff fällt oft in den Gesprächen mit Eltern und Lehrern. Es ist ein langer Weg des Loslassens, das mit dem Eintritt in die erste Klasse für Eltern und Kind beginnt und am Schulende, nach zwölf Jahren Schulleben, seinen Höhepunkt erreicht.

Fazit der Lehrer: Den Eltern und Schülern hilft, den Fragen zum Schulabgang frühzeitig nachzugehen in Praktika, in Probewohnen und in vielen Gesprächen. Frühzeitig heißt, schon ab Beginn der Oberstufe.

Ein Besuch in der Werkoberstufe der Parzival-Schule in Berlin: Unterrichtsbeginn an einem Septembermorgen und ein herzliches Willkommen: „Heute haben wir einen Besuch“. Die Umrisszeichnungen von Afrika sind an die Tafel gezeichnet und der Hurrikan von New Orleans waren Themen der vergangenen Stunden hier in der zehnten Klasse. Sie hat ein besonderes Gepräge, die Oberstufe der Parzival-Schule in Berlin. Von acht bis zehn wird am Epochenheft gearbeitet, Sprachgestaltung und Bewegungsarbeit gemacht. Dann besuchen Steffi, Robert, Lars, Florian, Johanna, Nicola und Lisa eine der Oberstufen-Werkstätten. Die Schule verwendet viel Sorgfalt auf Abgangs- und Übergangsfragen. Ab der neunten Klasse gibt es schuleigene Werkstätten, nicht vordergründig eine Berufsorientierung, mehr ein Bildungsangebot für Lebenspraxis, das den Oberstufenschulalltag prägt. In jedem Jahr durchlaufen die Schüler eine der Werkstätten, sie erproben sich an verschiedenen Materialien vom Ursprung bis zur Nutzung und in Arbeitsgemeinschaft. Nach der Rundum-Hauswirtschaftswerkstatt im neunten Schuljahr folgen die handfeste Keramikwerkstatt, das bezwingende Korbflechten, die zielgerichtete Arbeit in der Holz- oder Metallwerkstatt und schließlich, die Denken und Rhythmus schulende Weberei.

Florian besucht die Holzwerkstatt. Er ist begeistert und läuft recht schnell vom Frühstück zur Arbeit. Die Schüler reparieren ausrangierte Tische und Stühle, schleifen und bemalen sie neu. Später allerdings will er nicht in einer Holzwerkstatt arbeiten, die Maschinen sind ihm zu gefährlich, er will lieber etwas mit der Hand machen. In seiner Freizeit absolviert er ein Training beim DLRG als Rettungsschwimmer.

Steffi ist in der Kunstwerkstatt, da wird gemalt, geklebt, gesägt. Lebensthemen werden in Figuren übersetzt: „Ich und die anderen“. Es entstehen Naturkunstwerke, aber auch bunte Lampenschirme für den Basar. Nach der Ägypten-Epoche will Steffi im Museum arbeiten. Ihr Wunsch ist ihr klar, die Qualifizierung, die dafür nötig wäre, nicht.

Für Johanna, die einzige Bauernhofbegeisterte in der Klasse, haben sich die Eltern in der zehnten Klasse um einen Praktikumsplatz, der ihren Möglichkeiten entspricht, gekümmert. Rosmarie Kramberg, Lehrerin der Oberstufenklasse, ist für viele Praktika, die helfen, sich auszuprobieren und die richtige Richtung in den Beruf zu finden. „Sehen Sie sich frühzeitig nach einem Praktikums- oder Werkstattplatz um, der individuell genug ist für ihr Kind!“, sagt sie ihren Eltern, denn das Arbeitsamt, das mit dem zuständigen Sozialleistungsträger die Unterbringung nach der Schule regelt, empfiehlt kategorisch die dem Wohnort nächstgelegene Werkstatt. Hier können Eltern entscheidend die Weichen für die Zukunft ihres Kindes stellen.

Rosmarie Kramberg erlebt sich manchmal in der Aufgabe, Eltern geradezu aus einem Dornröschenschlaf zu wecken. „Die Jahre der Oberstufe vergehen so schnell und im letzten Schuljahr kamen ein halbes Jahr vor Schulende Eltern mit dem Wunsch, ihr Kind möge noch länger in der Schule bleiben“, so ihre Erfahrung mit dieser Geschwindigkeit.

Den Einstieg in die Werkoberstufe finden die Parzival-Schüler durch die Hauswirtschaft in der neunten Klasse. Hier wird alles gelernt, was man fürs Leben braucht. Camillo hat heute schon zu Hause seine Frühstücksbrote selber gestrichen. Er will Kellner werden, das ist sein sicherer Wunsch seit Jahren. Alexander will Hausmeister werden, um noch an der Schule bleiben zu können. Und Janine wird Zirkusprinzessin. Tischdecken, gemeinsam Essen, Bügeln, Kochen und Backen. Es ist gar nicht so einfach, eine ganze Menge Fallobst auszuschneiden, um in Teamarbeit Saft und Gelee daraus zu kochen.

„Die Gruppenfähigkeit ist die Basis, an der wir Lehrer arbeiten“, erläutert die Werkstatt-Lehrerin. Später läuft dies unter dem Begriff „Werkstattfähigkeit“. Sind



Holzarbeiten in der Werkstufe – Vorstellungsvermögen und zielgerichteter Krafteinsatz werden geschult

Ausdauer und Konzentration vorhanden? Ist der Jugendliche in der Lage vom Wohnort zum Arbeitsplatz zu gelangen? Es sind einige Hürden zu nehmen auf dem Weg in die Selbstständigkeit.

Noch werden die Schüler morgens per Bus und Taxidienst gebracht. Nach der zwölften Klasse wird das anders sein, das gewährte Taxigeld fällt weg. Lehrerin Rosmarie Kramberg macht es zum Thema: das Wegetraining. Da muss man lesen können: Wo muss ich aussteigen? Schon in der zehnten Klasse sollte das Wegetraining beginnen. Ein Zivi begleitet die Schüler und übt mit ihnen die künftige Fahrstrecke zur Werkstätte ein. „Meine Mutter mag nicht, dass ich alleine fahre!“, wirft Steffi ein. Lehrerin Kramberg ermuntert zur Idee, in der zwölften Klasse alleine zur Schule zu kommen. Dann wird noch erwogen, was zu tun ist, wenn der Bus oder die U-Bahn einmal nicht fahren – Schienenersatzverkehr, wer weiß, was das ist? „Zur Not kannst du auch fragen!“ rettet Florian die anderen aus einer aufkommenden Unsicherheit. „Und wenn es nicht reicht, fragte dreimal!“

Erfahrungen zum Schulabgang an der Albrecht-Strohschein-Schule in Oberursel: An der Albrecht-Strohschein-Schule in Oberursel durchlaufen die Schüler der Oberstufe drei Praktika: In der zehnten Klasse nach Möglichkeit in einem Betrieb mit Integrationshilfe oder auch einer WfbM, in der elften in einer Werkstatt einer sozialtherapeutischen Einrichtung, verbunden z.B. mit einem Aufenthalt in einem Schulandheim und in der zwölften Klasse bei der zuständigen

WfbM. Dazu kommt für die, die in eine Einrichtung ziehen werden, ein Probewohnen.

„Früher“, berichtet die Oberstufen-Lehrerin Inge Bardorff, „gingen fast alle Schüler in eine sozialtherapeutische Gemeinschaft. Heute gibt es immer weniger Plätze, mal wird keine passende Einrichtung gefunden oder die Eltern wollen das Kind unbedingt in Wohnortnähe behalten, – es ist kein so nahtloser Übergang mehr“. Inge Bardorff nutzt mit ihrer Klasse die Gelegenheiten zu Tagesausflügen in Wohnheime aller Couleur. Sie besucht anthroposophisch orientierte Einrichtungen und solche der Lebenshilfe u.a., um sich mit ihren Schülern vor Ort ein Bild zu machen. Ihr Tipp für Eltern ist, sich rechtzeitig mit der Schule zusammen viele Einrichtungen anzuschauen: Was kann für das Kind das Richtige sein? „Schauen Sie, was ihr Kind braucht“, ermuntert sie ihre Schulleitern, „und gehen Sie nicht nur nach ihren eigenen Bedürfnissen“.

Der Übergang in die Werkstätten muss nicht problematisch sein, weiß die erfahrene Lehrerin. Ihr zeigt sich die Lehrstellensuche für Schüler mit Lernhilfebedarf am schwierigsten. Förderlehrgänge und Berufsbildungswerke bilden schwerpunktmäßig für den ersten Arbeitsmarkt aus, dem diese Schüler jedoch kaum gewachsen sind. Da müsse man dann sehr erfinderisch sein, um eine geeignete Nische zu finden. Die meisten Jugendlichen hätten Illusionen in Bezug auf einen Beruf und natürlich wollten alle einen Führerschein machen. Da hilft es, den Blick immer wieder auf die Realität zu richten. „Ich nehme meine Schüler ernst und wir führen viele Gespräche. Und einmal habe ich auch ein Mädchen

in ein Kosmetikerinnen-Praktikum gehen lassen, wo sie scheitern musste, das war eine Ausnahme, aber hier war es ein heilsames Anstoßen an die Realität und anschließend konnten wir viele gute Gespräche führen".

„Viele Schüler freuen sich auf die Arbeitswelt, viel schwieriger ist es oft für die Eltern!“, bringt Inge Bardorff ihre Erfahrungen auf den Punkt.

Nach zwölf Schuljahren Leben und Lernen in einer großen Gemeinschaft und nach 20 Jahren Intensivbetreuung fällt für Eltern, insbesondere für die Mütter, wenn die Kinder in eine sozialtherapeutische Einrichtung ziehen, eine Lebensaufgabe weg!“ Inge Bardorff flicht Epochen in ihren Unterricht: „Was muss man können, wenn man auszieht?“ Und immer wieder wird der Übergang in die Selbstständigkeit thematisiert, im Unterricht, an Elternabenden. Sie favorisiert ein „frühes Ausziehen“. „Der Schmerz der Loslösung wird nicht leichter, wenn der junge Erwachsene mit 28 statt mit 22 Jahren von zu Hause auszieht. Aber je früher er auszieht, um so leichter kann er sich in die neue Lebensgemeinschaft einfinden“. Das Ausziehen sieht sie als eine immense Chance für ihre Schüler, erwachsen zu werden. Die Jugendlichen wachsen an den neuen Aufgaben und Herausforderungen, sie werden selbstständiger, finden Freunde und bleiben nicht auf ewig die kleinen Prinzessinnen und Prinzen zu Hause.

„Wenn die Kinder anfangen sich in die Selbstständigkeit zu bewegen, dann müssen sich früher als das Kind auch die Eltern bewegen“. Inge Bardorff regt ihre Mütter an, sich neue Perspektiven zu schaffen und sich zu fragen: „Was will ich noch verwirklichen in meinem Leben?“ Diese Lösung von Eltern und Kindern fördert die Lehrerin frühzeitig im Kleinen:

„Ich sage immer, Hausaufgaben sind eine Sache zwischen Schüler und Lehrer! Die Eltern müssen nicht alles mitkriegen“. Inge Bardorff unterstützt es, den seelenpflegebedürftigen Jugendlichen bewusst Freiräume zu schaffen. Und sie unterstützt die Arbeit von Elterngruppen. „Eltern, die ihre Erlebnisse und Sorgen austauschen, haben es leichter. Ich lade auch gern Eltern, deren Kinder den Übergang bereits glücklich geschafft haben ein, denn Eltern mit Erfahrung können gut helfen! Und Übergangserprobte Eltern, die anderen berichten, wie ihre Kinder in den Einrichtungen leben, sehen im Erzählen die Entwicklung ihrer Kinder plötzlich nochmals ganz neu“.

Eine Mutter berichtet: Anneke war 19 Jahre als sie nach der Schule in die Lebensgemeinschaft Rohrlack als Folgeeinrichtung der Parzival-Schule zog und anfang, in der dortigen Gärtnerei-Werkstatt zu arbeiten. Für ihre Mutter Gisela Pötter war der Übergang eigentlich unproblematisch, denn ihr war klar, es sollte eine anthroposophisch orientierte Einrichtung sein. Für andere Eltern, die größere Suchbewegungen unternahmen oder

unbedingt wollten, dass ihr Kind in Berlin bleiben sollte, war es nicht so einfach, erinnert sie sich. „Ich habe viele Elternabende besucht und war engagiert dabei, denn es hieß die Eltern müssen aktiv werden, wenn neue Wohnplätze und Werkstattplätze entstehen sollten. Wir suchten nach geeigneten Orten, Bauernhöfen, das heißt, ich war immer beschäftigt mit diesen Zukunftsfragen und auch mit dem Gedanken, dass Anneke einmal ausziehen wird“.

Als die Zeit dann heranrückte, Anneke war damals 15 Jahre alt, fiel es der Mutter doch „unheimlich schwer“, den ersten Schritt zu tun und Anneke zu sagen, dass sie später einmal in einem anderen Zuhause wohnen würde. In Anneke regte sich daraufhin Groll und sie erzählte ihrer Mutter am nächsten Morgen von ihrem Traum: „Ein Krokodil hat Dich gefressen!“ – „Mit dieser Reaktion ging es mir schlecht“, schildert die Mutter heute, – aber der Bann war gebrochen. „An meine älteren Söhne hatte ich auch nicht geklammert und gedacht, sie sollten immer bei mir bleiben“, ergänzt sie, und klammern wollte sie auch jetzt bei diesem Kind mit Behinderung nicht. Für sie gehört es zu einer gesunden Entwicklung, loszulassen.

Umgekehrt, gibt sie zu bedenken, müssten ja auch die Kinder loslassen. Anneke lebt gern in Rohrlack und zieht Kraft aus ihrer Arbeit. Sie wohnt in einer Wohngruppe mit acht Mitbewohnern. In jüngster Zeit wurde in Rohrlack auch der Versuch eines Einzelwohnens gestartet. Gisela Pötter findet das gut und könnte es sich auch für Anneke vorstellen: ein „Wohnen beim Wohnheim“. Das Modell „betreutes Wohnen“ ist ihr zu einsam, da seien die Behinderten viel zu sehr sich selbst überlassen und ab und zu käme ein Betreuer vorbei.

Das Modell sozialtherapeutische Lebensgemeinschaft ist für sie und Anneke das Richtige, nur es müsse am Anfang „ein richtiger Schnitt“ gemacht werden, fasst sie ihre Erfahrungen mit Anneke im Übergang in die neue Lebensgemeinschaft zusammen. Sie erinnert sich, wie wichtig es war, dass Anneke, auch wenn sie einmal krank war oder Ferien hatte, gut aufgehoben in Rohrlack bleiben konnte, – damit Klarheit und Vertrauen in das neue Zuhause und die Betreuer entstanden. Ganz abwegig erschien es ihr, als sie davon hörte, dass Eltern ihrem Kind zum Einzug ein Handy schenkten, damit sie jeden Abend 'Gute Nacht' sagen konnten!

Gisela Pötter hat auch für sich seither viel Neues entdeckt. Sie reist gern und hat mit dem Malen angefangen. Und, was Anneke betrifft, arbeitet sie an einem Bilderbuch zu Liebe und Freundschaft, für das sie Szenen von Anneke und ihren Verehrern vor sich hat.

www.bev-ev.de BundesElternVereinigung
www.waldorf.net/therapeutikum Parzival-Schule
www.albrecht-strohschein-schule.de Albrecht-Strohschein-Schule

© INGEBORG WOITSCH BERLIN